

ja dem Theologen eine souveräne freie Wissenschaftshaltung nicht verwehrt, die sich bei freudig gelebtem Glauben an die Eucharistie nicht nur der eigenen Glaubenswissenschaft hingibt, sondern auch sich tragen läßt von einer Begeisterung für alle Fortschritte der natürlichen Wissenschaften, nicht zuletzt gerade auch der Naturwissenschaften. Ein ungesuchtes Zeugnis dafür mag unser Kritiker „dogmatischer Physik“ etwa sehen in dem Selbstbekenntnis des großen Oratorianers Frederic William Faber, eines geistlichen Sohnes von Kardinal Newman und anerkannt tiefen Schriftstellers. In seinem Buch über das allerheiligste Altarssakrament schreibt er: „Ich gestehe es, daß ich beinahe zitterte, halb vor Begierde, halb vor Furcht, als ich von diesen Dingen las, und daß ich mich verwundert fragte, was die Hand des Menschen demnächst berühren und festhalten werde. Die Gegenwart Gottes wird dann fühlbar wie das Beben, das uns beim Nahen des geliebten Gegenstandes befällt. Für ein religiöses Gemüt ist die Naturwissenschaft etwas durchaus Religiöses“ (deutsche Übertragung von B. Reiching [Regensburg 1861] S. 356).

Léon Bloy: Gnade und Grenzen einer Sendung

Von Franz Hillig S. J.

Ein neuer Name ist da: Léon Bloy. Und es verschlägt wenig, daß er in Frankreich schon seit 30 Jahren erklingt — freilich bald lauter, bald leiser und wie eine sehr umstrittene Kampfparole. Der Name hat auf einmal den Rhein überschritten und wirkt auf viele wie mit magischem Klang. Man denkt an den jungen Rivière, den der bloße Name Claudels wie der Ton einer Glocke rief:

„Einen Monat lang habe ich auf Sie gewartet. Ich kannte nur Ihren Namen, nichts weiter, und schon war ich von einer Vorahnung ergriffen. Ich fühlte so gut, was Sie mir tun würden, daß ich mich zu dem Entschluß, Sie kennen zu lernen, nicht aufraffen konnte. Eines Tages habe ich dann Ihr Werk zur Hand genommen. Und anfangs habe ich es ganz gelesen, ohne es zu verstehen, aber ich war verwirrt von einer seltsamen Angst. Nach und nach erschloß sich in mir in einem geheimen und wunderbaren Fortschreiten Ihre Lehre; es entfaltete sich Ihre Offenbarung.“¹

Es ist geheimnisvoll, wie die geistigen Wellen steigen und fallen. Léon Bloy ist heute solch eine steigende Welle, wenn dieses Steigen auch nicht von ungefähr kommt. Schon in seinen „Geistigen Kämpfen im modernen Frankreich“, diesem trefflichen Buch, das die Vorgeschichte der heutigen Auseinandersetzung beleuchtet, wies Hermann Platz mehrmals auf den eigenwilligen Schriftsteller hin, der im Schatten De Maistres und Barbey d'Aurevilys steht². Die „Wege nach Orplid“ brachten Proben

¹ Paul Claudel/Jacques Rivière, Briefwechsel, mit einem Nachwort von Robert Grosche (München 1928) S. 27.

² München 1922.

seiner kämpferischen Stimme³. Immer häufiger wetterleuchtete es in den Zeitschriften von ihm. Bis dann die meisterhafte Darstellung von Karl Pfleger vielen zum ersten Mal nähere Kunde vom „Pilger des Absoluten“ brachte, wie Bloy sich selber so gern nannte⁴. Auch das eine oder andere seiner Bücher ist dem deutschen Leser zugänglich gemacht worden: „Die arme Frau“, die „Briefe an seine Braut“ und nun „Das Blut des Armen“⁵.

Das ist ein sehr enger Ausschnitt aus den rund vierzig Büchern, die Léon Bloy hinterlassen hat. Wer zudem jahrelang seinem glühenden und tönenden Französisch gelauscht hat, der weiß, daß Übersetzungen gerade bei diesem Meister des Klanges und der Bilder nur ein Ersatz sein können. Doch es geht uns hier auch weniger um den Künstler. Es geht uns um die „Sendung von Léon Bloy“. So nennt Stanislas Fumet seine große Bloy-Studie, die 1935 erschien. Sie stellt eine wertvolle Ergänzung von Termier, Colleye, Maritain und Pfleger dar. Wir verdanken dem schönen Buche viel, ohne uns ihm in allem anzuschließen⁶.

Doch wer war Léon Bloy?

Er war mehr als tausend andere, die aus Gips oder Stein gebildet erscheinen, ein Mensch aus Fleisch und Blut. Man möchte an ein großes, blutendes Herz denken, das in eine Nacht von Qual und Tränen versenkt wurde. Das verwachsen und verwoben ist mit allem Verlangen des Lebens, und dem eine Stimme verliehen ward, welche Menschen und Tiere aufhorchen läßt — durch ihren wilden Aufschrei und noch mehr durch ihren geigenhaften Klang. „Meine Trompete ist zweifach und hat zwei Mundstücke, eines, um Zeter und Mordio zu schreien, das andere, um Hosanna zu rufen.“

Doch zunächst waren es Klagetöne.

Léon Bloy wurde 1846 in Südfrankreich, in Périgueux, von einer frommen Mutter spanischen Blutes und Geistes geboren und einem Vater, der als kleiner Beamter die glashelle, spießbürgerliche Laienmoral der Republik vertrat. 1846 war das Jahr der Erscheinung von La Salette, wo Maria sich weinend zwei Kindern gezeigt haben soll. Darin hat Léon Bloy später einen tiefen Zusammenhang erblickt. Fürs erste aber weinte er selbst.

Ein Zug, den seine Mutter berichtet, wirft Licht auf sein ganzes kommandes Leben: Sie hatte den kleinen Léon auf einem Stuhl abgesetzt mit dem ausdrücklichen Befehl, darauf zu verbleiben. Dann vergaß sie den

³ Wege nach Orplid. Herausgegeben von Dr. Martin Rockenbach. 23. Bändchen: „Katholisches Frankreich“ (München-Gladbach 1927).

⁴ „Geister, die um Christus ringen“ (Salzburg 1934) S. 79 ff.

⁵ „Das Wrack der Finsternis“ (eigentlich „Die arme Frau“) (Wien 1933), „Briefe an seine Braut“ (Salzburg 1935). — „Das Blut des Armen“ 12^o (186 S.) (Salzburg 1936, A. Pustet) M 4.50.

⁶ Pierre Termier, Introduction à Léon Bloy (Paris 1930). — Hubert Colleye, L'Ame de Léon Bloy (Paris 1930). — Stanislas Fumet, Mission de Léon Bloy (Paris 1935). Alle drei bei Desclée de Brouwer. Die französischen Werke Bloys sämtlich Paris, Mercure de France. Weitere Angaben bei Karl Pfleger, Geister, die um Christus ringen, und ausführlicher bei Martha Romeissen, Katholizismus als Mystik bei Léon Bloy (Leipzig 1935, Hirzel).

Gefangenen. Erst zwei Stunden später wurde er vermißt. Man fand ihn auf demselben Platz „schweigend und in Tränen gebadet“. Léon Bloy wird sein Leben lang die Tränen kennen und lieben — und mit ihnen die Traurigkeit.

„Ich bin von Natur aus traurig, so wie man klein oder blond ist von Natur. Ich bin traurig geboren, traurig in einer tiefen und fürchterlichen Art, und wenn ich von der wildesten Sehnsucht nach Freude besessen bin, so geschieht das kraft des geheimnisvollen Gesetzes, durch das die Gegensätze sich anziehen. Ich erinnere mich, wie ich als ganz kleiner Knabe mich oft mit Unwillen, mit Empörung geweigert habe, an Spielen und Vergnügungen teilzunehmen, an die zu denken für mich schon ein Freudenrausch war. Aber ich hielt es für edler, zu leiden . . ., indem ich darauf verzichtete“ (An seine Braut 117).

Sie waren sieben Jungen zu Hause. Das Geschrei seiner sechs Brüder erschien ihm wie „blöder Donner, der in der klingenden Höhle seiner jungen Seele widerhallte“ (Colleye 30). Er litt darunter, daß sie ihn, den Zweitältesten, nicht „anbeteten“ wie einen andern Joseph. Er litt an dem völligen Unverständnis seines Vaters. Er litt an seiner eigenen Unfähigkeit, sich den Forderungen der Wirklichkeit anzupassen und mit dem Leben fertig zu werden. Mit Quarta mußte er von der Schule gehen. Er versuchte es als Maler, als Architekt, zerfiel immer mehr mit seinem Vater und lebte entwurzelt in Paris, bis er zu Barbey d'Aureville kam, dem exzentrischen Verfasser der „Diaboliques“.

Das war so: Eines Tages bemerkte Barbey, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, wie ihm jemand folgte. Er wandte sich um: „Was wünschen Sie, junger Mann?“ — „Sie anzugucken.“ Barbey schloß auf, ließ den Besucher ein, warf sich in seinen Sessel und sprach: „Also, gucken Sie mich an!“ Aus dieser Bekanntschaft erwuchs ein enges Jünger-Meister-Verhältnis. Doch dann kam der Siebziger-Krieg, den Bloy als Kämpfer in der Freischar Cathelineau mitmachte. Nach dem Kriegsende ging von neuem das Suchen an, ohne daß es ihm gelang, sich eine Lebensstellung zu schaffen.

Er schrieb für Zeitungen, dachte eine Zeit daran, Trappist zu werden, versuchte es in allen möglichen Stellungen, gab sie zum Teil leichtsinnig wieder preis und versank im Pariser Elendsleben. Er erlebt die dunklen und tragischen Begegnungen mit Frauen, von denen in seinen Büchern und Briefen die Rede ist. Veronika wird dann aus einer Sünderin eine Seherin, der er blind vertraut, bis die „Heilige“ dem Irrsinn verfällt....

1886 erscheint sein erster großer Roman. Er konnte nur „Der Verzweifelte“ heißen, und selbstverständlich war der Verzweifelte kein anderer als er, Léon Bloy. Alles, was Bloy schreibt, ist autobiographisch. Das Buch hatte keinen Erfolg, wie all seine Bücher keinen Erfolg haben sollten. Und da er fernerhin sein ganzes Leben hindurch ohne gesicherten Erwerb blieb, so blieben auch der Hunger und die Kälte und das Ausgestoßensein des „Armen“ sein Teil.

1890 heiratete er die Tochter des dänischen Schriftstellers Christian Molbech, die Empfängerin der „Brautbriefe“. Nur ganz allmählich wächst

die Zahl der Freunde und Verehrer, die dann auch der Not zu steuern suchen. Am 3. November 1917 ist Léon Bloy in die Ewigkeit eingegangen.

Doch mit diesem kurzen Hinweis auf seinen Lebensweg wissen wir noch nichts von dem Wesensbild dieses Menschen. Léon Bloy ist ein glühender Gläubiger. Aber nicht von denen, die sich in Frieden der heiligen Schau hingeben. Er stürzt sich mit dem Schwert in den Kampf. Er stellt sich als Ankläger auf die Mauer und erhebt seine gewaltige Stimme gegen eine Welt, deren Seichtheit und Gemeinheit er wie selten einer durchschaut hat.

Es geht ihm beileibe nicht um „Literatur“! Und doch ist er, wie Fumet richtig betont, mit Leib und Seele an sein Künstlertum verkauft. So ist er also Kämpfer mit dem Wort, ein Vulkan, der glühende Lava über die Kraterländer speit, daß sie Tod und Verderben bringen — aber es soll zugleich ein großartiges Schauspiel glühender Pracht sein, die das Auge entzückt. Denn man darf bis in die ergreifendsten Ausbrüche dieses Feuer-speiers hinein nicht vergessen, daß er Künstler ist und — Südfrenze und sich an seinen Worten berauscht. Ja, es wird nicht immer ganz unangebracht sein, auch einmal zu lächeln, wenn sich der Pilger des Absoluten wieder die Sturmhaube umbindet, um einen Gegner einseitig und ungerecht und lieblos (übrigens um der Gerechtigkeit willen!) niederzuschlagen.

Das ist nicht immer nur die reine Flamme des gerechten Zornes. Es liegt ihm im Blute, eine so blitzende Klinge zu führen. Und wenn er einmal zu einer dröhnenden Periode angesetzt hat, dann läßt er sie bis zu Ende schwingen, auch wenn die Ufer des Gedankens, den er sagen wollte, längst überschwemmt sind und alles ins Maßlose gerät. Man muß ihm überhaupt manches verzeihen, ja manches kann man ihm nicht verzeihen. Karl Pfleger redet vom Überdruß, der einem kommen kann bei dem ewigen Donnerwetter „von Lieblosigkeiten, von offenen Ungerechtigkeiten, von büffelmäßigen Grobheiten“ („Geister, die um Christus ringen“ 81), die über fast alle großen und kleinen Zeitgenossen inner- und außerhalb Frankreichs, inner- und außerhalb der Kirche herniederprasseln — von den häufigen Straßen- und Kraftausdrücken, für die Bloy eine landsknechtartige Vorliebe hat, ganz zu schweigen.

Auf diese seine polemische und gereizte und maßlose Art haben viele und zuerst seine Feinde seinen Mißerfolg zurückgeführt. Darin liegt etwas Wahres, aber darin liegt nicht der Kern der Wahrheit. Léon Bloy hat selbst glänzend darauf geantwortet: „Wenn ich auch niemand angegriffen hätte, die Verwünschung, mit der mich meine Zeitgenossen ehren, wäre die gleiche. Hätte ich auch nur das kleinste Teilchen dieses verabscheuten Absoluten in mir, dessen Vorgefühl allein alles bis zu den Himmelssäulen auseinanderreißen würde — so ist alles gesagt, und ich habe nur schleunigst in das Innere der Wüste auszuwandern...“

„Das ist das Geheimnis, das einzige Geheimnis. Ein Mann kann Genie besitzen und doch nicht allgemein verabscheut sein. Das beweist das Beispiel Napoleons und einiger anderer. Ein Mensch kann selbst ein Heiliger werden, was viel schwerer ist, und sich dennoch einige Freunde bewahren, unter der Bedingung, auf alle Fälle nur eine mittlere tröstende Heiligkeit

darzustellen in Bruthöhe, die weder die Verletzung der Gefängnisse fordert noch die Unerbittlichkeit der Klagen.“

„Aber wenn irgend ein Abglanz des Absoluten sich zeigt — ganz gleich in wem, ganz gleich aus welchem Anlaß —, werden die Kieselsteine und Marmorblöcke, mit denen jede menschliche Seele gepflastert ist, sich auf einmal erheben gegen den armen Sterblichen, der mit gewisser Grausamkeit vom Herrn erwählt ist, um auf unsern Misthaufen diesen verhängnisvollen sterbenden Strahl aus dem siebten Himmel niederzubringen.“

„Es scheint, daß ich von diesem Übel ziemlich stark angegriffen bin, da ja so viele Menschen die Güte haben, mich vor ihm zu warnen, indem sie mich mit dem sanitären Gürtel vorbeugender Verleumdungen umgeben.“

„Jedermann weiß jetzt, daß ich ein neidischer Mensch bin, ein Faulpelz, ein Verräter, ein undankbarer Bettler, ein Liebhaber unflätiger Ausdrücke, ein Beschimpfer olympischer Größen, ein Mörder, der zur Verfügung steht, und — wenn man alles sagen muß — eine rettungslos verfehlt Existenz. Dieser nette Ruf, der vorläufig ebenso unerschütterlich ist wie der Pic du Midi, mußte — ich gebe es zu — der gerechte Lohn für einen Schriftsteller sein, der zwar keinen Reichtum besaß, aber genügend unverschämt und zynisch war, der Prostitution seines Gedankens alle Martern vorzuziehen...“

„Pamphletist! Sicher bin ich Pamphletist, denn ich bin gezwungen, einer zu sein, da ich, wie ich es nur kann, lebe in einer gemein nichtigen und beschränkten Welt, mit einem rasenden Hunger nach absoluten Realitäten. Jeder Mensch, der schreibt, um nichts zu sagen, ist in meinen Augen ein Zuhälter und ein Elender, und darum bin ich ein Pamphletist. Aber für Geld ein Pamphletist zu sein...!“

„Ständig bin ich vor der Gelegenheit des Erfolges geflohen, wenn er gekauft werden mußte um den Preis der geringsten Konzession, während gewisse Triumphatoren in den Kot untertauchten. Ich habe es gewählt, zu leiden und vor Hunger zu sterben, während ich es ebenso machen konnte, wie so viele andere, um die Unabhängigkeit meines Gedankens zu retten“ („Tierbändiger und Viehhüter“, vgl. „Wege nach Orplid“ VIII).

Das ist lautere Wahrheit. Und das ist ein Heroismus, der anzuerkennen bleibt, mag man sonst über Bloy denken, wie man will. Wie er aber die inhaltliche Bestimmung seines „Absoluten“ verstand, darüber läßt er nicht den geringsten Zweifel. Und da lag natürlich ein Hauptgrund der Ablehnung, auf die sein Werk stieß. Er fährt fort:

„Ich bin vor allem, über allem römischer Katholik, und seit langer Zeit habe ich alle aus diesem Prinzip möglichen Folgerungen angenommen. Das ist mein Grund, mein Substrat. Wenn man das nicht sieht, kann man nicht verstehen, was ich schreibe.“

„Ich bin auch und werde immer sein — für die Armen und Schwachen gegen die Mächtigen, für das Volk Gottes gegen das Volk des Teufels, müßte ich auch daran sterben. Aber unter der Bedingung, daß diese Armen oder diese Schwachen nicht ihren Kot gegen den Altar schleudern. Dann würde ich selber ein Mächtiger, um sie zu vernichten.“

„Es ist wahr: Ich bin ein hitziger Katholik und ein unabhängiger, aber doch ein absoluter Katholik, der alles glaubt, was die Kirche lehrt. Wenn ich meine Glaubensgenossen schlecht behandle, was mir häufig passiert ist, so: weil ihre Feigheit oder ihre Dummheit in mir gerade den katholischen Sinn empört.“

„Pamphletist... Ich bin doch etwas anderes. Aber wenn ich Pamphletist bin, bin ich es aus Empörung und Liebe, und meine Schreie stoße ich aus in düsterer Verzweiflung über mein besudeltes Ideal...“

„Sie haben jetzt, nicht wahr? begriffen, daß niemand mich kennen darf, weil nichts an meinem Geschick annehmbar ist ..., und ich gehe voran in die Verbannung an der Spitze meiner Gedanken in einer großen Kolonne des Schweigens.“ Das schrieb er am 28. Mai 1892.

Wenn man verstehen will, wie unerhört ihm und seinen Zeitgenossen seine Sendung vorkommen mußte, dann muß man bedenken, in was für eine Zeit er hineingesandt war.

Paul Claudel beschreibt sie aus eigenem Erleben: Es waren „die traurigen Jahre, da die naturwissenschaftliche Literatur in voller Blüte stand. Niemals schien das Joch der Materie gesicherteres Los des Menschen zu sein. Alles, was in der Kunst, in der Wissenschaft und in der Literatur einen Namen hatte, war ungläubig. Alle (sogenannten) großen Männer des ausgehenden Jahrhunderts hatten sich durch ihre Kirchenfeindschaft hervorgetan. Alles stand unter Renans Eindruck... Eben erst war Victor Hugo wie ein Halbgott gefeiert aus dem Leben geschieden.“⁷

Es war die Stunde des Materialismus und Liberalismus und Positivismus. Ein flacher Fortschrittsglaube beherrschte die Gemüter. Prosperität war das Ideal; und rosafarbener, aufgeklärter Humanitätsdusel der Ersatz für die Religion und die Sicherung gegen alle möglichen Rückfälle in die Zeiten des dunklen Mittelalters und jeglicher Barbarei. Ein verwaschenes Schönreden, ein Mitgehen mit dem Zeitgeist war auch bei gar manchen Katholiken an die Stelle kerniger, unabhängiger, im Ewigen verankerter Gläubigkeit getreten.

Es war die Zeit der „bien-pensants“, der „wohlanständigen“, „gutgesinnten“, veräußerlichten Bürgerlichkeit, die blind für die soziale Not des beängstigend wachsenden Proletariats sich hinter eine überkommene, süßliche Fassadenfrömmigkeit flüchtete. In den Spuren von Léon Bloy hat noch kürzlich Georges Bernanos einen leidenschaftlichen Angriff gegen diese Art von „braven“ Christen geführt, der bei aller Maßlosigkeit doch zu denken gibt („La grande peur des Bien-Pensants“; Paris 1931).

Und in diese Welt hinein schleuderte nun Léon Bloy seine Aufrufe und seine Urteile. Seine Todesurteile über eine dekadente Gesellschaft: Es gibt keinen „Fortschritt“! Es gibt keine rein bürgerliche „Anständigkeit“! Es ist nicht alles notwendig, sondern wir sind frei und sündigen und stürzen in hellen Scharen in die Gluten der Verdammnis! Es ist nicht alles relativ, sondern es gibt etwas Absolutes. Denn es gibt den Absoluten: Gott — den Schöpfer und den Richter!

⁷ In der „Revue des Jeunes“ — vgl. „Wege nach Orplid“ VIII, 21 f.

Das war eine metaphysische Sprache, die keiner mehr gewohnt war. Das war Dynamit unter die stolzen Bauten des aufgeklärten Szientismus. Aber mit Bloy dachten und kämpften nur wenige. Hello, Barbey d'Aurevilly, Villiers de l'Isle Adam und dann Claudel! Praktisch stand Bloy zunächst einsam. Aber er gab darum kein Tüpfelchen preis von dem, was er als seine Sendung ansah.

Ihm war die Gnade zuteil geworden, die Menschen der Jahrhundertwende zum tiefen Gottesleben zurückzurufen. Im Verlauf dieses Auftrags wurde ihm bewußt, was er alles seinetwegen zu leiden hatte. Man kann die Gnade seiner Sendung in all den Einzelerkenntnissen ausbreiten, die er uns geschenkt hat. Man kann sie aber auch wie in einer zentralen Gabe geballt vor sich sehen. Und dann muß man wohl sagen, daß ihm der religiöse, der mystische Tiefenblick gegeben war — und zwar auf das Leiden Christi, in das alles Elend und alle Not der Welt für ihn einmündete; und daß er die lyrische Gabe besaß, davon zu singen auf eine Weise, die den Besten ungeahnt ans Herz griff. So hatte lange keiner von der gekreuzigten Liebe gesungen. Und von der Armut, der Verkanntheit und Einsamkeit.

„Sie müssen sehr unglücklich sein, arme Frau“, sagte ein Priester zu ihr (es ist Clotilde), der sie ganz in Tränen aufgelöst vor dem ausgesetzten heiligen Sakrament knien sah und der durch einen glücklichen Zufall ein wahrer Priester war. — „Ich bin vollkommen glücklich“, antwortete sie. „Man geht ein in das Paradies, nicht morgen, nicht übermorgen, nicht in zehn Jahren. Heute geht man in das Paradies, wenn man arm ist und gekreuzigt.“⁸

Das ist in Léon Bloy die tiefere Schicht. Sein Kämpfertum ist nur der Ausbruch seiner mystischen Glut. Und auch das gehört zu seiner „Begnadung“, daß er aus dem Leiden kommt, ja aus leidenschaftlichen Kämpfen und aus der Wirrnis der Sünde. Denn mag man ihn oft allzu tränenüberströmt finden, allzu sehr mit ewigen Selbstbekenntnissen und Selbstanklagen beschäftigt: Es ist das alles denn doch das rührende Bekenntnis armer, zerrissener und getretener Menschlichkeit, die sich zu den Füßen ihres Schöpfers schleppt und alle Menschenscheu vergessend ihr Elend und ihre Sehnsucht zu ihm hinaufweint. „Ploremus coram Domino, qui fecit nos“ — „Weinen wollen wir vor dem Herrn, der uns gemacht hat“ (Ps. 94). Und es sollte wohl so sein, daß er, der Südländer, da hemmungsloser, oder sollen wir sagen kindlicher war, als wir unserer Art gemäß halten möchten.

Wie sehr in dieser Gabe eine unerhörte Unbedingtheit und Unbeirrbarkeit eingeschlossen war, haben wir gesehen — und das hat ihn ja zum Pilger des Absoluten gemacht. Aber es ist wichtig zu wissen, in welchem Grade er zugleich praktisch in seinem Familien- und Alltagsleben selber erfüllte, was er mit lauter Stimme nach draußen verkündete. Hier fühlen wir am deutlichsten, wie tatsächlich eine ganze Gnadenfülle diesem Einsamen geschenkt war. Und zugleich hebt er sich gerade durch diese Tat-

⁸ „Geister, die um Christus ringen“ („Die arme Frau“) S. 98.

sache weithin sichtbar ab von den vielen religiösen Dilettanten, bei denen Reden und Tun so peinlich auseinanderfällt.

Er lebte von der täglichen Kommunion, bekannte sich als einen Katholiken des Skapuliers und des Rosenkranzes, erhob sich des Nachts, um das Totenoffizium zu beten, hatte eine große, liebevolle Sorge für die Armen Seelen, denen er reichliche Ablassse zuwendete, rang um die Seelen der Menschen, die ihm Gott zuführte, und trug die ungezählten Mühsale und Enttäuschungen seines Lebens als ein Simon von Cyrene — wenn auch gar oft unter Klagen und Anklagen, denn ein „Heiliger“ war er nicht. Wir werden noch über dieses Kapitel zu sprechen haben.

Sie beteten viel bei ihm zu Haus. Stunden hindurch betete oder weinte er hinter dem Pfeiler einer Kirche verborgen. Die christliche Atmosphäre seines armen Heimes war so stark, daß gar manche Gäste dort den entscheidenden Anstoß erhielten, zur Kirche zurückzukommen. So Maritain und dessen Frau. So der spätere Abbé Debout und der berühmte Geologe Termier. Freidenker, Juden, Protestanten kamen durch ihn zum Glauben. Wie er denn überhaupt im persönlichen Verkehr, wie die Freunde versichern, von einer rührend schlichten, selbstlosen Güte und Milde gewesen ist. Auch Nietzsche war nicht der Übermensch seiner Bücher.

Er weckte in ihnen allen die Sehnsucht, von der er brannte, und die keine andere war als die der Vaterunserbitte um das Kommen des Gottesreiches. Gottes Herrlichkeit erwartete er mit der Ungeduld eines Menschen, der alle Verheißungen wörtlich verstand, der ihre Verwirklichung greifen wollte und darin von der Sinnhaftigkeit der Menschen des Alten Bundes war. Von Jahr zu Jahr wurde er, „der Alte vom Berge“, enttäuscht. Es war eine harte Schule der Loslösung von einer doch zu irdischen Hoffnung, in die der Herrgott ihn nahm.

Er hatte seinen schönsten Roman, den von der armen Frau, ausklingen lassen in die berühmt gewordenen Worte: „Es gibt nur eine Traurigkeit, daß wir keine Heiligen sind.“ Nun stand er vor dem Tore der Ewigkeit. War er ein Heiliger geworden? In einem ergreifend aufrichtigen und unerbittlichen Brief gibt er sich darüber Rechenschaft.

„Dreißig Jahre sind es, daß ich das einzige Glück, die Heiligkeit ersehne. Das Ergebnis bereitet mir Scham und Angst. Es bleibt mir übrig, geweint zu haben, hat Musset gesagt. Ich habe keinen andern Schatz. Aber ich habe so viel geweint, daß ich auf diese Weise reich bin. Wenn man stirbt, so nimmt man das mit. Die Tränen, die man vergossen hat, und die Tränen, die man hat vergießen lassen, als Kapital der Seligkeit oder des Schreckens. Nach diesen Tränen wird man gerichtet werden, denn der Geist Gottes schwebt immer über den Wassern.“

Die Grenzen sind bei Léon Bloy so scharf umrissen und sich aufdrängend, wie sein ganzes Wesen und seine Gaben von einer außerordentlichen Plastik sind. Es wäre unehrlich, wenn wir sie hier verschweigen wollten. Aber man verstehe uns richtig: Es soll damit nicht zurückgenommen sein, was uns an diesem Manne wahre Gnade scheint. Und es soll vor allem hier nicht etwa über das innerste Wollen dieses Gläubigen ein richtendes

Wort gesprochen werden. — Seine begeisterten Verehrer suchen gern von vornherein ein Gespräch über seine Einseitigkeiten und Übertreibungen abzulenken, indem sie auf seinen guten Willen und auf seine seelsorglichen Erfolge hinweisen. Aber beides schließt keineswegs aus, daß sich in seinen Büchern Maßlosigkeiten und Fragwürdigkeiten finden. Sie sind voll davon.

Wer nicht mit blinder Liebe Léon Bloy liest, der wird eines Tages überrascht innehalten oder das Buch unwillig zuschlagen. Nicht weil man auf das „Absolute“ gestoßen ist, nein, weil man sich schmerzlich bewußt wird, daß sein Verkünder Léon Bloy an einer großen Einseitigkeit leidet. Sein Wort ist eine leuchtende Fackel, aber ihr Feuer steigt nach dem Wort der „Imitatio Christi“ nicht ohne Rauch zum Himmel. Seine Stimme ist wie das Klingen einer dunklen Glocke. Aber eines Tages muß man sich eingestehen, daß die Glocke einen Sprung hat.

Vielleicht hat Léon Bloy das besser gewußt als seine unentwegten Lobredner. „Wenn Du meine Frau bist, so hast Du einen Kranken zu pflegen“ („Briefe an seine Braut“ 117). Es sei wie dunkle Tinte in seine innerste Quelle gefallen, meint er ein ander Mal. Und wenn wir dazu die Melancholie seiner Kindheit nehmen und die Photographien und Selbstbildnisse aus den verschiedenen Lebensabschnitten betrachten, dann fragt man sich unwillkürlich: „War er nicht wirklich krank?“ Und stammt nicht vielleicht auch daher seine Unfähigkeit, mit dem wirklichen Leben äußerlich und innerlich fertig zu werden, seine unglaubliche Gereiztheit, das maßlose Übersteigern seiner persönlichen Erlebnisse und seiner Bedeutung, das gierige Aufnehmen fraglicher mystizistischer Dinge? Auch der Wahnsinn, in den die Prophetin versank, auf die er baute, hat ihn scheinbar nicht im mindesten kritisch gestimmt.

Seine Stärke ist die intuitive Schau. Er hat das tiefe Wort gesprochen, daß seine Seele „nur das versteht, was sie errät“. Dafür fehlt ihm aber auf der andern Seite die Bewältigung der Wirklichkeit und die klare Organisation des Geistes. Die meisten seiner Bücher sind schlecht gebaut. Und in der Freude über eine Vision oder eine grelle Antithese (die er so liebt) macht er die Dinge allzu schnell zu Symbolen seiner innern Welt. Das ermöglicht ihm eindrucksvolle rhetorische Wirkungen, aber es entwertet diese auch wieder, da die Wirklichkeit oft nur zu einem Teil in seine Bilder eingegangen war und darum auch die Beziehung zu ihr lose bleibt.

Man hat gesagt, Léon Bloy sei als ein Mensch des Mittelalters, ja als ein Zeitgenosse des Origenes in die Dritte Republik hineinversetzt worden. Man versteht, was damit gemeint ist. Aber anderseits muß man auch sagen, daß Léon Bloy in vielem ein typischer Vertreter der fin-de-siècle-Stimmung ist. Er steht neben Baudelaire, Rimbaud, Huysmans und den schon genannten Barbey d'Aurevilly und Villiers de l'Isle Adam, von denen Hermann Platz sagt: „Ihr verkrampftes, an Abgründen entlang taumelndes, vergebens nach Abgeklärtheit ringendes Künstlertum war der typische Ausdruck einer Seelenlage, die inmitten positivistisch-natura-

listischer Siegesfanfaren eigenständig und doch hoffnungslos einen im Blute liegenden Supranaturalismus herausschleudern mußte.“⁹

Daher stammt das in seinen Büchern wie Feuerschein noch einmal groß auflodernde romantische Element, daher seine realistische Sprache, daher, worauf Fumet hinweist, seine Vorliebe für die Gestalt der Dirne. Das ist ja nur eine seiner Übertreibungen oder Verkürzungen, daß die Frau nur als Dirne oder als Heilige besteht. So wie der Kaufmann selbstverständlich ein Schurke und Leuteschinder ist („Das Blut des Armen“ Kap. XVII).

Im Religiösen hat dieser revolutionäre Reformator nicht nur wenig Geduld, sondern auch wenig objektive Liebe; insofern er seine Glaubensbrüder (und die Hirten der Herde) maßlos angreift und beschimpft, auch die Bischöfe, ja den Heiligen Vater nicht verschont, wenn sie seine Lieblingsanschauungen nicht teilen. Wir haben gehört, mit welcher Entschiedenheit er sich auf die Seite der Kirche stellt. Aber man ist erstaunt zu sehen, wie sein Temperament ihn denn doch gar häufig zu Äußerungen hinreißt, vor denen wenigstens sein katholisches Gefühl ihn hätte warnen müssen, wenn er schon keine gründlichen theologischen Kenntnisse besaß. Wie leidenschaftlich hat er sich gegen Bossuet, den heiligen Kirchenlehrer Franz von Sales, die Dominikaner, die von der Kirche sooft beglaubigten und empfohlenen Exerzitien des hl. Ignatius, gegen die Ritenkongregation, gegen die verschiedensten Priester und Ordensfrauen gewandt!

In einer Pfarrei betet der Kaplan den Rosenkranz auf Französisch. Bloy betet ihn auf Latein. Der Rosenkranz des Kaplans ist „teuflisch“. Übrigens ist sehr vieles teuflisch und vom Teufel: das Automobil, die Ärzte, ja „alles, was modern ist, kommt vom Teufel“. Darüber kann man lachen. Aber er meinte es ernst. Seine große Idee war die Heiligsprechung des Christoph Kolumbus. War vor allem die Erscheinung von La Salette. Und dann das „Geheimnis“, das ihm die fragliche Veronika übermittelt hatte. Immer hat er einen Hunger nach dem Außerordentlichen der Mystik, — und als ihm ein Priester begegnet, der ihn in eine mystisch-symbolische Auslegung der Schrift einweiht, da stürzt er sich mit Leib und Seele in das Zwielficht dieser neuen Welt — und scheint ein bißchen zu vergessen, daß es dem Katholiken nicht genügen kann, eine Behauptung bloß auf eine Schriftstelle aufzubauen, sondern daß erst die Überlieferung und Lehrverkündigung der Kirche ihren Sinn sicherstellt.

Léon Bloy will von einer Unterscheidung zwischen Rat und Gebot nichts wissen. Die tägliche Kommunion gilt ihm als ein striktes Gebot. Christus habe wohl für die Sünden der Tat, nicht für die der Unterlassung genuggetan. Die Kirche vernachlässige seit drei Jahrhunderten ihre Sendung¹⁰. Und wenn ein Priester einmal ein wahrer Priester ist, dann ist das eine Ausnahme. Daß die schlichte und nicht selten sehr dürftige Alltagswirklichkeit der christlichen Gemeinde in mystischer Weise nur eine Auswirkung und Fortdauer der Menschwerdung ist, daran denkt er

⁹ Hermann Platz, Geistige Kämpfe im modernen Frankreich S. 583.

¹⁰ Belege bei Alphonse de Parvillez, La bataille autour de Léon Bloy: „Etudes“ vom 20. Mai 1931, S. 472 ff.

nicht. Auch dem Völkerapostel wurde der „Stachel des Fleisches“ gelassen, damit die Gnade in der Schwachheit ihre Kraft erweise.

Hinzu kommt eine seltsame trinitarische und eschatologische Theologie. Und sie nimmt einen breiten Raum in seinen Büchern ein, ja ist wie eine ständig vorhandene Unterströmung. Man muß sich an manchen Stellen wirklich Mühe geben, nicht an montanistische Vorstellungen zu glauben. Immer wieder hören wir von einem Reiche des Geistes, welches das des Sohnes in ähnlicher Weise vollenden soll, wie der Neue den Alten Bund vollendet hat. Die Ohnmacht Gottes, das Paradies des Leidens, das Heil in den Händen der Juden — das sind alles mehr oder weniger absonderliche, dunkle, immer gerade noch richtig deutbare Anschauungen. Aber in ihrer Gesamtheit, in ihrem verwirrenden und berückenden Glühen lassen sie auch hier auf geistigem und theologischem Boden die Frage wach werden, ob das alles so ganz gesund ist.

Es ist gewiß nicht die Schuld Léon Bloys, wenn in einer wenig klaren Arbeit über seinen Katholizismus als Mystik jüngst Sätze wie dieser über seine Theologie sich finden: „Der Heilige Geist, der Ungehorsame aus Prinzip, hat in die Schöpfung, durch die Schöpfung selbst, die Erbsünde hineingetragen.“ Und: „Christus hat, mit Hilfe seines guten Willens, die Pflicht, die verstreute Substanz (Gottes) wieder sammelnd zurückzuholen.“¹¹ — Aber ist Bloy ganz unschuldig daran, daß man ihn so mißverstehen kann? Wie derlei Dinge sich dann weiter auswirken, sieht man z. B. an der Besprechung der genannten Arbeit in der „Deutschen Literaturzeitung“ (24. Mai 1936), wo von der „absonderlichen, geradezu pathologisch anmutenden Lebensform Léon Bloys“ die Rede ist¹².

Es gibt gewiß eine hassenswerte „Bürgerlichkeit“. Aber nicht jeder antibürgerliche Vorstoß ist darum allein schon im Besitz der vollen Gesundheit. Es gibt auch das „épater le bourgeois“ und den Reiz der extraordinären Behauptung und die Anziehungskraft des Exzentrischen und Illuministischen. Vielleicht kann an keinem Beispiel wie an dem Paul Claudels verdeutlicht werden, daß es hier keineswegs um restloses christliches Ernstmachen auf der einen und um verbürgerlichtes Christentum auf der andern Seite geht. Es geht vielmehr um die Frage nach der Gesundheit und Fülle in Christus. (Nicht also um die „Mitte“ des „gesunden“ Menschenverstandes, der die Torheit des Kreuzes nicht versteht, die gerade zur christlichen Gesundheit gehört.)

Claudel spielt die brausende Orgel des ganz großen, begnadeten Dichters. Sein Lied ist von ungebrochener, strahlender Gläubigkeit. Auch er ein Bekehrter, ein Kündler des Absoluten ohne Abstrich. Er verlangt den Verzicht auf alles Irdische und Relative. „Seine Darstellung des katholischen Menschen gipfelt in der Verklärung des freiwilligen Opfers, des Sichverzehrens für Gott“ (Violaine)¹³. Er hat mit Bezug auf die fran-

¹¹ Martha Romeissen, Katholizismus als Mystik bei Léon Bloy. 80 (68 S.) (Leipzig 1935, S. Hirzel) M 3.—

¹² Besprechung von Hermann Zeltner, Göttingen, in der genannten Nummer Spalte 877 f.

¹³ Dr. Paul L. Kämpchen: „Leuchtturm“, Januar 1937, S. 238.

zösischen Klassiker einmal gesagt: „Wer würde, wenn er sie liest, ahnen können, daß ein Gott für uns am Kreuze gestorben ist? Das muß unbedingt aufhören.“

Aber Claudel ist körperlich von bauernhafter Gesundheit. Er hat Zeit seines Lebens froh und bewußt in einem verantwortungsvollen Beruf seinen Mann gestellt: er war bis an die Altersgrenze Botschafter. „Ich widme eine halbe Stunde täglich der Dichtung“, schreibt er am 11. Januar 1908 aus Tientsin an Rivière, „und den Rest der Zeit meiner Familie und meinen Arbeiten als Magistrat und Bürgermeister der kleinen Stadt, die ich hier zu verwalten habe.“¹⁴ Er meint, das tue dem Dichter gut. Er warnt den jungen Rivière davor, „freier“ Künstler zu werden: „Ach, ich weiß nicht, aber mir scheint, es ist besser, Holzschuhmacher zu sein, als das Leben eines X... zu führen. Ich denke immer an die tragischen (!) Gestalten, wie Villiers de l'Isle Adam und Verlaine, mit ihrem letzten Rest von Talent, das ist wie die letzten Haare eines alten, angefressenen Pelzes.... Und Sie sind verheiratet!“ Der Gedankenfreiheit und der Ursprünglichkeit der Dichtung selbst wegen solle der Dichter die Pflicht und Zucht einer alltäglichen Berufsarbeit kennen¹⁵.

Paul Claudels Dichtung kennt die Sünde und das Kreuz, aber die Krone seines Christentums ist der Osterjubiläum, wie er die Krone des Christentums überhaupt ist. Nie hat wahres Christentum das Leid um des Leidens willen gepriesen! — Sein ganzes Werk atmet die Siegeszuversicht des Glaubens, der sich als Kind Gottes in allen Stürmen geborgen weiß, und die optimistische Freude an der Welt, die Gottes Werk ist — und am Schaffen des Menschen, der in der Entfaltung seiner Kräfte Gottes Auftrag erfüllt. Man lese die „Gedanken und Gespräche“ und lasse sich tragen von der freien Weite, in der hier Welt und Technik und der Rhythmus des modernen Menschheitslebens gesehen sind.

„Die ganze Welt ist (heute) in unsere Hände gelegt worden, muß man nicht etwas aus ihr machen? nicht nur zu unserem eigenen Nutzen, sondern zum Ruhme Gottes? Es ist ja beinahe mit Händen zu greifen: Die ganze Erde, diese endlich allgemein katholische Besitzergreifung der ganzen Erde ist etwas zu Großes für unsern persönlichen Nutzen. Man muß etwas anderes aus ihr machen.... Wie schön wird das Schicksal der Menschen der Zukunft sein, die in sich jene drei Dinge vereinigen können: den Glauben, die Macht und (die) unerschrockene Freude.... Wir, wir müssen der Kreatur helfen, auf daß sie aus dem Dienst des vergänglichen Wesens übergehe zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, die einem reinen Spiegel gleicht..., damit die Kreatur endlich hingelange bis zu ihrem Schöpfer.“¹⁶

Auch so kann christliche Absolutheit aussehen!

Es wäre unsinnig, Léon Bloy einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht Paul Claudel ist. Aber man empfindet bei einem solchen Vergleich besser, was für einen Klang die Stimme des andern hat. Es wird auch

¹⁴ Robert Grosche, Paul Claudel (Hellerau 1918, Hegner) S. 62 f.

¹⁵ Briefwechsel mit Rivière S. 174 u. 182.

¹⁶ Paul Claudel, Gedanken und Gespräche (Luzern 1936) S. 232 ff.

offenbar, wie jeder nur eine Teilspiegelung der ganzen Fülle des Christus ist. Und so stehen diese beiden Namen Bloy und Claudel hier am Ende nebeneinander, wie sie am Anfang nebeneinander standen. Und vielleicht können wir unsern Gedanken so formulieren: die Tränen und die Armut und die Mystik Léon Bloys, ja! Aber hineingenommen und verklärt in die kindhafte und frohe Sieghaftigkeit des christlichen Osterglaubens und Osterreichtums, wie sie die Werke Claudels widerstrahlen.

Nicht für Léon Bloy oder gegen Léon Bloy, sondern Léon Bloy so gesehen, wie er wirklich ist. Auch mit seinen Grenzen. Aber wer die Grenzen hinter sich läßt, der dringt bei ihm in ein Land mit reichen und tiefen Brunnen, und der Himmel darüber steht in lauter Glut.

Unendlich und Unbegreiflich

Von Erich Przywara S. J.

Drei große Fassungen des Unendlichen zeigt die Geschichte. Für das antike Denken ist das Unendliche das unterst „Grenzenlose“ (apeiron), die negativ passive „Möglichkeit zu allem“ (dynamis) des „Urstoffes“ (hyle), dem als „Grenze“ (peras) die „Form“ (morphe) als „Eidos“ gegenübersteht: das Wogen der unendlichen Möglichkeiten, das je neu in die umgrenzte Gestalt gebändigt wird. Das Möglichkeits-Nichts des Geschöpflichen ist unendlich und unbegreiflich, das Vollendet und Um-sich-Geschlossen des Göttlichen ist die Klarheit der Reinen Form, die diesem reinen Stoff gegenübertritt, ihn zu Ihrer Klarheit hinaufzugrenzen und hinaufzugestalten. — In der Linie von Augustinus zu Thomas von Aquin zu Nikolaus von Cues kehrt sich das geradezu um. Gottes eigenstes Wesen ist Unendlichkeit und darum Unbegreiflichkeit. Für Augustinus entbindet der „verborgene Gott“ das „Suchen, um zu finden“, daß der „unermessliche Gott“ entfessele das „Finden, um zu suchen“ (In Ioh. tract. 63, 1) und der „unbegreifliche Gott“ zu Sich anziehe ins Unendliche das „Wachsen im Suchen des Unbegreiflichen“ (De Trin. XV, 2, 2). So bestimmt sich — gemäß Thomas von Aquin — das antike negative Möglichkeits-Unendliche durch dieses göttliche positive Akt-Unendliche: unendliches Werden der Kreatur (infinitum potentiā), weil Unendliches Sein (infinitum actu: S. Th. I, q. 86, 2). So verhält sich endlich — für Nikolaus von Cues — das unendliche Werden zum Unendlichen Sein wie dessen „Ausfaltung“ (explicatio), aber nicht nur im je Unerschöpft und Unerschöpfbar des Unendlichen Seins, sondern geradezu in Seinem „Mehr je Mehr“, bis das Unendliche Sein als das Eins der beiden Unendlichkeiten erscheint, die im Geschöpflichen sich widersprechen, unendlich Groß und unendlich Klein (idiota de sapientia). — Von Kant zu Hegel wird diese flutende Spannung zwischen Gott und Geschöpf zur immanenten Spannung im Geschöpf: sei es in der statischen Dialektik Kants, darin die Göttlichkeit des idealen (transzendentalen) Subjekts das Werden des empirischen Subjekts sowohl aufruft wie immer neu als unvollkommen und fehl (bis zu einem „radikalen Böses“) richtet und abstößt; — sei es in der